

Die Wiederkehr der Konformität?

Wandel der Mentalitäten – Wandel der Generationen¹

Cornelia Koppetsch

Wenn Herbert Henzler, der ehemalige Chef von McKinsey Deutschland, fordert, dass junge Menschen heute herauskommen müssten aus der „Komfortzone“, dann bedient er ein landläufiges Vorurteil. Das Image der Jugend ist nicht gut: Sie gilt als brav, angepasst, unpolitisch und vor allem als konservativ. Aber auch sozialwissenschaftliche Studien bescheinigen den jungen Erwachsenen von heute eine eher angepasste Haltung. Repräsentative Untersuchungen wie die Spiegelumfrage 2009, die Einstellungen und Orientierungen der 25- und 30-Jährigen ermittelte, und die Shell-Studie, die in Abständen von vier Jahren jeweils 2.500 Jugendliche in Deutschland befragt, zeichnen das Portrait einer pragmatischen Generation (Hurrelmann/Albert 2006, S. 39; Albert et al. 2010), die sich in Arbeit und Beruf auf die eigene Person konzentriert, sich von politischen Gesellschaftsentwürfen abwendet und einen Rückzug aus dem öffentlichen Leben vornimmt. Familie, das eigene Heim und das Private rücken ins Zentrum des Lebens. Sie möchten an der Welt, so wie sie ist, nichts Grundsätzliches ändern, bleiben länger bei ihren Eltern wohnen und orientieren sich an traditionellen Werten wie Sicherheit und Familiensinn und an Sekundärtugenden wie Fleiß und Ehrgeiz. Das Experimentieren mit neuen Lebensformen und Lebensstilen erscheint für viele junge Erwachsene wenig verlockend.

Pragmatische Generation, orientiert sich an traditionellen Werten

Was sind die Ursachen für die eher konservativen Haltungen der jüngeren Generation? Warum ist diese so unheroisch, so pragmatisch und so widerstandslos angepasst? Warum scheinen junge Erwachsene heute vor allem am individuellen Fortkommen interessiert, anstatt sich, wie die vorangehenden Generationen, auf das Hochgefühl und die das Private übersteigende Gemeinschaft einer sozialen Bewegung einzulassen?

¹) Erstveröffentlichung 2014 in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg) Aus Politik und Zeitgeschichte 64, Heft 49, S. 37-43. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des Verlages.

Das vermeintliche Einrichten in der Komfortzone als plausible Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen

Im Folgenden sollen die Haltungen und Wertorientierungen der jüngeren Generation der nach 1975 Geborenen als Ausdruck und Teil eines umfassenderen gesellschaftlichen Wandels der Mittelschicht innerhalb der Bundesrepublik Deutschland verstanden werden. Anders als in Medien und Öffentlichkeit oft behauptet, ist die jüngere Generation nicht deshalb konservativ, weil sie es sich in einer Komfortzone bequem einrichten und im Rückzugsraum der Familie ein behagliches Leben führen möchte – dem widerspricht, dass sich auch die Jüngeren unter starkem Leistungsdruck sehen (Rump/Eilers 2013, S. 115). Viele ihrer Haltungen und Wertorientierungen, so die im Folgenden entwickelte These, sind vielmehr plausible Reaktionsweisen auf gesellschaftliche Veränderungen, die auch bei den älteren Generationen Irritationen und entsprechende Anpassungs- und Suchbewegungen ausgelöst haben, wenngleich sie nur für die Jüngeren persönlichkeitsprägend geworden sind.

Generationen im Vergleich: Die Generation Praktikum vs. die Generation der Neuen Sozialen Bewegungen und der APO-Generation

Unter einer Generation sind nach Karl Mannheim (1970) eng benachbarte Geburtsjahrgänge zu verstehen, die in den formativen Jahren ihrer Persönlichkeitsentwicklung durch gemeinsame historische Erfahrungen, sogenannte Kollektivereignisse, geprägt wurden und daher einen Generationszusammenhang bilden, der gegenüber anderen Generationen deutlich unterscheidbare Wertorientierungen, Einstellungsmuster und Lebensziele aufweist. Generationen entstehen also nicht bereits durch die Tatsache der zeitlich eng beieinander liegenden Geburtskohorten; hinzukommen müssen einschneidende historische Ereignisse oder gesellschaftliche Veränderungen, die die Angehörigen einer Generation in einem Alter erleben, in dem sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung für äußere Einflüsse besonders empfänglich sind. Welche Ereignisse und Lebensumstände prägen nun die Jahrgänge der zwischen 1975 und 1990 Geborenen? Wie gestaltet sich ihr Erwachsenwerden? Und wie unterscheiden sich Haltungen, Persönlichkeitsprägungen und Wertorientierungen von denen der vorangehenden Generationen?

Die nach 1975 Geborenen sind die erste Generation, die mit den Folgen der Globalisierung aufwächst. Für sie, die in neue-

ren Untersuchungen treffenderweise auch „Generation Praktikum“ genannt wird (Bebnowski 2012), ist der Rückbau des Sozialstaates und die Bedrohung durch prekäre Verhältnisse in der spielentscheidenden Phase des Berufseinstiegs persönlichkeitsprägend geworden. Die Jüngeren steigen unter sehr viel schlechteren Bedingungen in das Erwerbsleben ein als die Generationen davor.² Die Verschärfung der Sozialgesetzgebung durch die Hartz-Reformen erhöht den Druck, eine prekäre, der eigenen Ausbildung oft nicht angemessene Beschäftigung oder eben ein weiteres Praktikum anzunehmen. Als junge Erwachsene verweilen sie oft über viele Jahre in Ausbildung, Nebenjobs und befristeten Arbeitsverhältnissen ohne erkennbare Aussicht auf eine gefestigte Position im Erwerbsleben. Damit einher geht eine verstärkte materielle Abhängigkeit von den Eltern, die Wohnung, Auto, Auslandsaufenthalte und Praktika bezuschussen. Wenn sie auf eigenen Füßen stehen wollen, müssen sie oft mit herben materiellen Einschränkungen leben. Dabei wünschen sich die jungen Erwachsenen zwischen 25 und 35 oft nichts sehnlicher, als Lebensformen und Lebensstandard der Eltern aufrechtzuerhalten (Hurrelmann, Albert 2006, S. 32).

Aufgrund des schwierigen Berufseinstiegs ist es daher auch nicht verwunderlich, dass sich bei den Jüngeren die Lebensphase Jugend stark ausgedehnt hat (Hurrelmann 2011). Obwohl Jugendliche heute immer früher in die Pubertät kommen – diese beginnt bei den meisten schon mit zwölf Jahren – schiebt sich der Zeitpunkt ihres Erwachsenwerdens durch den verzögerten Berufseintritt weiter hinaus, insbesondere bei den Abiturienten und Hochschulabsolventen. Besonders auffällig ist zudem, dass die Jüngeren heute deutlich länger bei den Eltern wohnen bleiben. Von den 18- bis 25-jährigen Deutschen leben mehr als zwei Drittel der Männer und 57 Prozent der Frauen noch zu Hause.³ Insbesondere junge Männer verlassen ihr Elternhaus später als gleichaltrige Frauen. Viele stammen aus Familien mit sozial und wirtschaftlich gut situierten Eltern,

Jahrgänge nach 1975 sind die erste Generation, die mit den Folgen der Globalisierung aufwächst – mit erhöhtem Druck

Verlängerte Pubertät

2) Die Arbeitslosenquote der 16–24-Jährigen ist stark angestiegen. Im Jahr 2006 betrug sie 28 Prozent – sechs Jahre vorher waren es nur 16 Prozent gewesen. Und der Einkommensunterschied zwischen 30- und 50-jährigen Deutschen stieg im gleichen Zeitraum von 15 auf 40 Prozent (Austermann, Woischwill 2010, S. 280).

3) Selbst in der Altersgruppe der 25- bis 30-Jährigen sind es noch 27 Prozent der Männer und 12 Prozent der Frauen (Statistisches Bundesamt 2010).

zu denen sie eine respektvolle und tolerante Beziehung aufbauen konnten. Das Bedürfnis, sich gegen die Eltern aufzulehnen, ist dementsprechend gering (Gille et al. 2006, S. 120ff.). Bleiben sie deshalb so lange im Elternhaus wohnen?

Unter ganz anderen gesellschaftlichen Voraussetzungen gestaltete sich das Erwachsenwerden der beiden Vorgängergenerationen – der Generation der *Neuen Sozialen Bewegungen*, also der zwischen 1959 und 1969 in Westdeutschland Geborenen, und der *APO-Generation*, der zwischen 1949 und 1955 geborenen Westdeutschen, die maßgeblich durch die Studentenbewegung und die Ereignisse im Umfeld des Jahres 1968 geprägt wurden. Diese beiden älteren Generationen, die sehr deutlich von jungen Erwachsenen aus der Mittelschicht geprägt wurden (Reichardt 2014, S. 45), erfuhren in Kindheit und Jugend oft das Gegenteil von Toleranz und Respekt: Ihr Start gestaltete sich mühsam, sie wuchsen unter schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen auf. Oft hatten sie mit ärmlichen Verhältnissen und einer autoritären Elterngeneration zu kämpfen, die durch Krieg und Nationalsozialismus traumatisiert war und wenig Verständnis für die Haltungen und politischen Überzeugungen ihrer Kinder aufwies. Repressive Erziehung, autoritäres Gehabe und rigide Reglementierungen waren selbstverständlich in den 1950er und 1960er, mancherorts sogar noch in den 1970er Jahren.

Nachkriegsgenerationen fielen in die Phase der Wohlstandsexpansion

Dennoch schafften sehr viele junge Erwachsene aus beiden Nachkriegsgenerationen den sozialen Aufstieg. Ihr Berufseinstieg fiel in die Phase der Wohlstandsexpansion, in der sich Mobilitätschancen ausweiteten und sich die sozialen Gegensätze abschwächten. Eine zentrale Rolle spielte dabei das Bildungssystem, das vielen einen Milieuwechsel ermöglichte. Die expandierenden Dienstleistungsbranchen, etwa im Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen (Vester et al. 2001, S. 398) schufen neue Karriereoptionen für eine wachsende Zahl von Hochschulabsolventen. Und für alle jene, die sich nicht in ein herkömmliches Berufskorsett einzwängen lassen wollten, boten sich in selbstverwalteten Betrieben, Sozialprojekten oder ABM-Maßnahmen Beschäftigungsnischen fernab des Mainstreams. Die beiden Nachkriegsgenerationen waren keineswegs vom Ehrgeiz zerrissen. Dennoch gelang es ihnen, in kultureller Hinsicht den Ton anzugeben und Werte wie Toleranz, Engagement und Selbstentfaltung gesellschaftsweit zu verankern. Viele Angehö-

rige der älteren Generationen haben es heute auf die gesellschaftlichen Logenplätze in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur geschafft.

Aber auch in politischer Hinsicht unterscheiden sich die Generationen. Die 68er und die nachfolgende Generation der *Neuen Sozialen Bewegungen* wuchsen auf mit dem Vietnam-Krieg, der fehlenden Aufarbeitung des Nationalsozialismus und dem Wirtschaftswunder, sie glaubten, mit ihrem Kampf für mehr Freiheit und gegen den autoritären Lebensstil und die repressiven Einstellungen der Elterngeneration das Land durch gesellschaftliches Handeln zu verändern. Sie empfanden sich als Prototyp all dessen, was Jugend seitdem aus ihrer Sicht zu sein hat: Politisch engagiert, idealistisch und nonkonformistisch. Eine große Rolle bei der Bildung ihres Generationszusammenhangs spielte das Alternativmilieu, dem sich in den 1980er Jahren etwa die Hälfte der jungen Erwachsenen zugehörig fühlte (Reichardt 2014, S. 44) und das sich im Kielwasser von Frauen-, Anti-AKW- und Friedensbewegung bildete. Dieses Milieu hat sich vor allem in den Großstädten eine eigene Infrastruktur, bestehend aus alternativen Projekten, Wohngemeinschaften, Szenekneipen, Buchläden und Frauenräumen, geschaffen (ebd., S. 572ff.).

Das gesellschaftliche Denken war prägend für die älteren Generationen. Die von ihnen als verhängnisvoll angesehene Trennung zwischen Gesellschaft und persönlicher Lebensführung, zwischen politischem Handeln und privatem Glück, sollte aufgehoben werden. Aus diesem Gesellschaftsbild resultierte die Idee auch einer neuen, umfassenden Sozialpolitik, die in der Phase der Expansion wohlfahrtsstaatlicher Einrichtungen Positionen für eine neue sozialwissenschaftliche Intelligenz schuf: Der Wohlfahrtsstaat sollte nicht nur Schutz gegen die existenziellen Risiken von Unfall, Krankheit, Alter und Arbeitslosigkeit bieten, sondern auch zur „Emanzipation“, d. h. zur Bildung und umfassenden Förderung seiner Bürger beitragen. Weitere Kernthemen wie Ökologie und Chancengleichheit wurden sowohl von den Massenmedien als auch von der etablierten Politik aufgenommen und über die Grünen kam es schließlich zu einer Institutionalisierung entsprechender Politikziele.

Geprägt von gesellschaftlichem Denken

Der Kontrast der jüngeren Generation zu den beiden vorangehenden Generationen könnte in dieser Hinsicht kaum größer sein: Die Jüngeren haben sich von politischen Gesellschafts-

bildern weitgehend abgewendet. An ideologische Großklärungen und gesellschaftliche Weltformeln glauben sie ohnehin nicht, da sie Erklärungen misstrauen, die das komplexe Weltgeschehen auf einen einfachen Nenner bringen. Die Parteiendemokratie interessiert sie nicht, ebenso wenig geben sie vor, die Gesellschaft revolutionieren zu wollen (Spiegelumfrage 2009). Sie sind nicht politikverdrossen, sie wissen nur nicht, warum sie sich mit Dingen beschäftigen sollen, die mit ihrem eigenen Leben nichts zu tun haben. Sie bauen ganz auf eigene Kräfte und glauben, ihr zukünftiger Erfolg sei davon abhängig, sich adäquat vermarkten zu können (Rump/Eilers 2013, S. 163). Was zählt, ist die Eigeninitiative – strukturelle Hindernisse spielen scheinbar keine Rolle. Die Journalistin Hannah Beitzer (2013, S. 65) schreibt selbstkritisch über ihre Generation: „Wir paukten brav exotische Sprachen. Wir wählten unsere Studienfächer immer auch ein wenig mit dem Hintergedanken, ob sich damit auch Geld verdienen lässt [...]. Germanistik? Dann doch lieber Lehramt. Kulturwissenschaften? Dann doch lieber Bachelor International Management.“

*Die Jüngeren
haben den Geist
des Kapitalismus
verinnerlicht*

Dass Märkte und wirtschaftliche Aktivitäten zum Hauptmotor der Gesellschaft geworden sind, wird von den Jüngeren nicht als politisches Problem gesehen, sondern als gegeben vorausgesetzt. Sie haben den neuen Geist des Kapitalismus mit seinen Grundsätzen der Aktivität und Mobilität, der Flexibilität und Beweglichkeit, der Eigentätigkeit und Selbststeuerung verinnerlicht. Aus diesem Grund haben sie der neosozialen Politik im neu formierten Sozialstaat und dem aus der Diskussion um Hartz IV geläufigen Konzept vom *Fördern* und *Fordern*, wenig entgegensetzen. Im Gegenteil: Die Gefühle dieser Generation und der Sozialstaat ergänzen sich gut.

*Das eigene Ich als
Referenzpunkt*

Weil das eigene Ich zum Referenzpunkt der Entscheidungsfindung wird, fällt es vielen schwer, umfassendere gesellschaftliche Rahmenbedingungen überhaupt wahrzunehmen. Der Fokus liegt auf dem Problem, den eigenen Weg aus vielen Optionen zu wählen und an der Schwelle zum Erwachsenenleben die richtigen Entscheidungen zu treffen, was unausweichlich das Risiko des Scheiterns impliziert (Bebnowski 2012, S. 204ff.). Dabei ist es gerade für diese Generation aufgrund häufigerer Jobwechsel, Stadtwechsel, Wechsel von Freundeskreisen und Partnerwechsel oft schwierig, längerfristige Ziele und Lebensprojekte zu verfolgen.

Viele Lebensentscheidungen, wie etwa die Familiengründung oder der Auszug aus dem Elternhaus, werden aufgeschoben, da sie aufgrund unsicherer Erwerbsperspektiven oft als nicht realisierbar erscheinen. Dennoch haben die Jüngeren meist den Eindruck, persönlich über sehr gute Voraussetzungen zu verfügen. Nicht für gesellschaftliche Belange, sondern für das eigene Leben fühlen sich die Jüngeren verantwortlich.

Die Familie, die Partnerschaft und der Freundeskreis sind neben dem Beruf zum wichtigsten Lebensinhalt geworden. Und auch die Geschlechtsrollen werden wieder traditioneller. So ist im Verlauf der 1990er Jahre der Anteil junger Männer, die sich kaum an der Hausarbeit beteiligen und sich ausschließlich von Frauen, zuerst von der Mutter, dann von der Freundin oder Ehefrau versorgen lassen, beträchtlich gestiegen.⁴

Die Rückkehr zu Mitte und Mittelmaß

Die älteren Generationen betrachten die apolitische und angepasste Haltung der Jüngeren vielfach mit Herablassung, da sie diese mit ihrem eigenen Verhalten als junge Erwachsene vergleichen. Sie fragen sich, warum die Jüngeren bereit sind, bis zur Charakterlosigkeit jede Bedingung zu akzeptieren? Warum setzen sie sich gegen die schlechten Arbeitsbedingungen und geringen Einstiegsgehälter nicht zur Wehr? Wieso sind sie trotz ihrer enormen Anpassungsbereitschaft nicht erfolgreich und stattdessen so lange von den Eltern abhängig? Dabei übersehen die Älteren jedoch zumeist, dass die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen heute völlig andere sind als vor dreißig Jahren und dass sie sich ebenfalls verändert haben. Bildung und Wissen führen nicht mehr automatisch zu Status und Ansehen und „postmaterialistische“ Werthaltungen zahlen sich heute weder in wirtschaftlicher noch in politischer Hinsicht aus.

4) Von den 20-25-jährigen Männern waren es 1991/1992 55 Prozent, die die Zubereitung von Mahlzeiten sowie das Tischdecken und die Geschirrräumung durchweg weiblichen Personen aus ihrer Herkunftsfamilie oder ihren Partnerinnen überlassen haben. Zehn Jahre später (2001/2002) ist dieser Anteil sogar auf 72 Prozent angestiegen. Die Tatsache, dass sich über zwei Drittel der jungen Männer in diesem Alter fast vollständig versorgen lassen, untermauert, dass die in der öffentlichen Diskussion häufig vertretene These nicht haltbar ist, wonach sich tradierte Rollenmuster in der jüngeren Generation allmählich auflösen (BMFSFJ, Siebter Familienbericht 2006, S. 217).

Jüngere entziehen sich der beruflichen Totalverfügbarkeit

So taugen die einst gegenkulturellen Ideale, wie Selbstverwirklichung, Expressivität und Authentizität, wie sie von den älteren Generationen als junge Erwachsene vertreten wurden, heute nicht mehr als Orte des Widerstandes und der Gesellschaftskritik. Längst sind sie dem Kapitalismus selbst einverleibt worden und damit zu Herrschaftsinstrumenten geronnen (Boltanski/Chiapello 2003). So verlangen Arbeitgeber insbesondere von jüngeren Mitarbeitern ganz selbstverständlich Kreativität, Begeisterungsfähigkeit und Eigenständigkeit. Doch diese Tugenden – so sehen es viele der Jüngeren – sind heute Teil des Mainstreams und nichts Besonderes mehr. Sie führen auch nicht zwangsläufig zu mehr Selbstverwirklichung im Beruf, sondern eher in die kreative Selbstausbeutung. Viele Jüngere entziehen sich deshalb dem Anspruch auf berufliche Totalverfügbarkeit. Eine gelungene Balance von Arbeit und Leben ist ihnen wichtiger als Karriere, ein hohes Einkommen oder die berufliche Selbstverwirklichung (Kotthoff/Wagner 2008). Die Familie, das Private soll dem Beruflichen nicht untergeordnet werden.

Die Älteren fühlen sich von den Haltungen der Jüngeren oftmals provoziert. Ausgerechnet die von ihnen als junge Erwachsene abgelehnten Leitbilder der Mitte und des Mittelmaßes gewinnen für die Jüngeren heute wieder an Attraktivität. Ging es für die älteren Generationen um den Ausbruch aus der beklemmenden Provinzialität und biedereren Mittelmäßigkeit bürgerlicher Lebensentwürfe, so scheinen die Jüngeren genau dahin wieder zurückkehren zu wollen – allerdings unter dem Vorzeichen von Internet und Kosmopolitismus.

Doch bei genauerem Hinsehen müssen auch die Älteren zugeben, dass sich ihre gesellschaftlichen Alternativen und Utopien von damals inzwischen verbraucht haben – immer mehr Menschen haben sich von politischen Visionen verabschiedet. Dies zeigt sich in der Entwertung gerade auch alternativer Lebensformen, welche sich sozialstrukturell am Verschwinden des „alternativen“ Milieus in Deutschland aufzeigen lässt: Laut Sinus-Milieustudie umfasste dieses Milieu 1982 noch 5 Prozent der Bevölkerung, seit 2000 ist es gar nicht mehr feststellbar (Hradil/Schmidt 2007, S. 215). Ein Teil davon hat sich seit den 1990er Jahren von der Protestkultur hin zum „postmodernen Milieu“ entwickelt, das alternatives Leben als ästhetisches Projekt weiterführt und in die Konsumsphäre integriert, ohne

damit noch einen politischen Anspruch zu verfolgen. Den Linken fehlt eine klare Zukunftsvision. Sie sind konservativ geworden.

Hinzu kommt, dass unter dem Vorzeichen des beschleunigten Wandels und der Umbrüche im Erwerbssystem das einst von den Älteren so verachtete Mittelmaß seine Selbstverständlichkeit verloren hat. Es wird selbst zu einem Standard, der erreicht und gehalten werden muss: So sind die einträgliche Berufssarbeits mit auskömmlichen Verdienst, der Normallebenslauf oder die „normale“ Familie für viele heute alles andere als selbstverständlich, sondern selbst zu Errungenschaften geworden. Und schließlich wird das Mittelmaß für immer mehr Menschen zum Standard auch für ausgewogene Lebensentwürfe und realistische Leistungsansprüche. Zunehmend abgelehnt wird das Exzessive, der Überbietungswettbewerb, die Konkurrenz und die Beschleunigung.

Die wachsende Attraktivität des Mittelmaßes und der Mäßigung zeigt sich nicht zuletzt in der medialen Aufmerksamkeit und öffentlichen Auseinandersetzung mit der Burn-Out-Krankheit, die als Kritik an den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen gewertet werden kann. Die Burn-Out-Krankheit ist im öffentlichen Diskurs immer mehr zur Chiffre für die Störung von Gleichgewichtszuständen und Energiebilanzen überhaupt geworden. Gegen eine einseitig auf Steigerung und Beschleunigung ausgerichtete Wirtschafts- und Lebensweise, die zur psychischen Erkrankung führe, wird ein Leben in der Balance propagiert. Nur ein ausbalanciertes Leben könne Erschöpfungszuständen vorbeugen.

Globalisierung als Autonomieverlust

Die Persönlichkeitsprägungen und Werthaltungen der Jüngeren sind also vor dem Hintergrund einer allgemeinen Wende hin zu konservativen Werthaltungen und Lebensmustern zu verstehen. Die gesellschaftspolitische Zurückhaltung der Jüngeren, ihr Verzicht auf Rebellion und ihr Rückzug ins Familienleben und auf Traditionen ist eine naheliegende und plausible Schutzreaktion auf hochgetriebene Ansprüche an das Individuum, die aus der Individualisierung von Lebenszusammenhängen und Existenzrisiken resultieren (Koppetsch 2013, S. 7ff.). Sie ist eine Reaktion auf die Auswirkungen der Globalisierung:

Das verachtete Mittelmaß hat seine Selbstverständlichkeit verloren

Viele Funktionen und Regulative, die früher von Institutionen innerhalb des Nationalstaates, z. B. dem Wohlfahrtsstaat, den hierarchischen Organisationen, den Gewerkschaften oder den nationalen Bildungs- und Berufsverbänden übernommen worden sind, werden nun nach innen und nach außen verlagert: Nach außen auf globale oder internationale Einrichtungen; nach innen auf das Individuum.

Das Individuum wird zu der Kompensationsinstanz für alles

Das Individuum wird zu der Kompensationsinstanz für alles, was in der Gesellschaft nicht mehr funktioniert (Beck 2010, S. 28). Es soll die Erosion industriemoderner Strukturen und Institutionen durch eigene Initiative und Anpassungsleistungen auffangen und ausgleichen. Genau dies wird mit der sozialpolitischen Forderung nach Flexibilität und Eigenverantwortung angestrebt.

Doch für den Einzelnen ist der Anspruch auf Flexibilität und Eigenverantwortung nicht nur eine Überforderung, sondern vielfach auch mit dem Risiko der sozialen Desintegration und Entkopplung behaftet. Im Zeitalter der Globalisierung werden gesellschaftliche Rollen unpersönlicher: Patienten, Klienten, selbst Studenten wechseln aus der zugestandenen Abhängigkeit in den neutralen Status des Kunden, der eine Leistung einkauft. Sie erhalten kaum mehr Schutz, sondern sollen nun selbst wissen, was gut für sie ist (Lessenich 2008). Aber die im Internet verankerten sozialen Netzwerke sowie die Projekte der flexiblen Arbeitswelt können weder Geborgenheit noch Gemeinschaft, weder Sicherheiten noch Wertorientierungen stiften. Sie vermitteln keine milieuhafte Zugehörigkeit mehr – ihre Integrationskraft bleibt gering.

Je kurzfristiger die Bindungen an Arbeitskollegen, Partner oder Freunde, desto eher kann es vorkommen, dass Ehe Krisen oder berufliche Misserfolge für den Einzelnen zum Verhängnis werden, zumal sich Misserfolge in den netzwerkförmigen Strukturen der lockeren Bindungen oft in alle Richtungen ausweiten: Freunde werden rar oder erweisen sich als „falsche“ Freunde. Verdachtsmomente verdichten sich zu einem Bild mangelnder Kompetenz. Neue Kontakte und Bindungen, die zusätzliche Energien kosten, sind nicht sofort zur Stelle. Gleichzeitig gilt es, die Haltung zu wahren, da eine gedrückte Ausstrahlung in den auf expressive Kompetenz getrimmten Arbeitsbereichen, in denen Begeisterungsfähigkeit und Teamfähigkeit als oberstes

Gebot gelten, weitere Beschämungen und Ausgrenzungen nach sich ziehen können. Damit wächst jedoch das Risiko, in biografischen Krisen sozial verwundbar zu sein. Lebensformen werden irregulärer.

Das gesellschaftliche Netz weicht zurück – deshalb konzentrieren sich die Einzelnen wieder stärker auf die Dinge, die halten: Familienbindungen zum Beispiel. Denn in Krisensituationen sind es häufig die Eltern, Geschwister, Tanten und Onkel, Großeltern, Jugendfreunde, später die eigenen Kinder, an die man sich wendet. Deren Ressourcen können in bestimmten Situationen ausschlaggebend dafür sein, ob es in Phasen der Verwundbarkeit und der existentiellen Notlage gelingt, in der Mittelschicht zu verbleiben, oder ob etwa der Ausschluss aus dem normalen Erwerbsleben mit einem sozialen Abstieg einhergeht. Pointiert formuliert:

Das gesellschaftliche Netz weicht zurück

Globalisierung entlässt den Einzelnen nicht in größere Freiheit, sondern verweist ihn paradoxerweise verstärkt an seine Herkunftsbindungen und damit in die Abhängigkeit von Klasse und Stand zurück. Denn die Ressourcen der Herkunftsfamilie werden in Zukunft voraussichtlich noch wichtiger für die Zuteilung von Lebenschancen. Dies gilt insbesondere auch in finanzieller Hinsicht. Vermögende Eltern können ihre Kinder ein Leben lang – auch in Krisenzeiten – unterstützen. Dadurch wird der Abstand zwischen den Privilegierten und Unterprivilegierten größer: Meist konzentrieren sich Vermögen in den ohnehin schon privilegierten Schichten, was soziale Ungleichheiten in der Kindergeneration vergrößert.⁵

Ressourcen der Herkunftsfamilie werden in Zukunft noch wichtiger für die Zuteilung von Lebenschancen

Hier zeigt sich in aller Deutlichkeit: Beschleunigung und Flexibilisierung sind Übergangs- und Durchgangssphänomene. Die globale Netzwerkgesellschaft führt nicht zur Aufhebung, sondern zur Privatisierung von Abhängigkeit und damit auch zur Vergrößerung der Kluft zwischen Arm und Reich. Eine Politik, die Flexibilität und Beschleunigung als das Merkmal der globalen Gesellschaftsordnung ausgibt, täuscht sich daher über den

5) So zeigt sich, dass die obersten 5 Prozent 2007 über 46 Prozent des gesamten Vermögens verfügen, während mehr als zwei Drittel der Gesamtbevölkerung kein oder nur ein sehr geringes Nettovermögen besaßen. Die Ungleichverteilung hat in den letzten Jahren nochmals zugenommen (Frick/Grabka 2009, S. 59). Vgl. auch Szydlik/Schupp 2004; Kohli 2007.

institutionellen Fundierungsbedarf dynamischer und fragmentierter Gesellschaften. In der alten Bundesrepublik konnte die kollektive Fundierung einer unabhängigen Lebensführung nur deshalb verborgen bleiben, da die Strukturen von Sozialstaat und Lohnarbeitsgesellschaft, mitsamt den Flächentarifverträgen, den Berufsverbänden und den Standard-Lebensläufen, zugleich einen „kollektiven Individualismus“ etablierten. Heute müssen Familie und Herkunftsmilieu diese Fundierungsleistung übernehmen. Deshalb ist es nur plausibel, wenn die Jüngeren heute wieder konservativ werden und sich auf Familie und Traditionen besinnen.

Literatur

- Albert M, Hurrelmann K, Quenzel G (2010) Jugend 2010. 16. Shell-Jugendstudie. Fischer, Frankfurt/M
- Austermann F, Woischwill B (2010) Generation P: Von Luft und Wissen leben? In: Busch M, Jeskow J, Stutz R (Hg) Zwischen Prekarisierung und Protest. Die Lebenslagen und Generationsbilder von Jugendlichen in Ost und West. transcript, Bielefeld, S. 275-304
- Bebnowski D (2012) Generation und Geltung. Von den „45ern“ zur „Generation Praktikum“ – übersehene und etablierte Generationen im Vergleich. transcript, Bielefeld
- Beck U (2010) Risikogesellschaft und die Transnationalisierung sozialer Ungleichheiten. In: Beck U, Poferl A (Hg) Zur Transnationalisierung sozialer Ungleichheit. Suhrkamp, Frankfurt/M, S. 25-52
- Beitzer H (2013) Wir wollen nicht unsere Eltern wählen. Warum Politik heute anders funktioniert. Rowohlt, Reinbek
- Boltanski L, Chiapello E (2003) Der neue Geist des Kapitalismus. Universitätsverlag Konstanz, Konstanz
- Frick JR, Grabka M (2009) Gestiegene Vermögensungleichheit in Deutschland. Berlin: Wochenbericht des DIW Nr. 4/2009, S. 54-67
- Gille M, Sardei-Biermann S, Gaiser W, de Rijke J (2006) Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 19-Jähriger. DJI-Jugendsurvey 3. VS Verlag, Wiesbaden
- Henzler H (2013) Raus aus der Komfortzone. Handelsblatt. Ausgabe vom 11.3.2013 S. 48
- Hradil S, Schmidt H (2007) Angst und Chancen. Zur Lage der gesellschaftlichen Mitte aus soziologischer Sicht. In: Herbert-Quandt-Stiftung (Hg) Zwischen Erosion und Erneuerung. Die gesellschaftliche Mitte in Deutschland. Ein Lagebericht. Societätsverlag, Frankfurt/M, S. 163-226.
- Hurrelmann K (2011) Keine Wut im Bauch. Die Jugendlichen machen sich selbst für ihren Misserfolg verantwortlich. In: Die Zeit 36/2011 (1.9.2011), Im web: <http://www.zeit.de/2011/36/C-Jugend> [10.03.2016]
- Hurrelmann K, Albert M (2006) Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. 15. Shell-Jugendstudie. Fischer, Frankfurt/M
- Kohli M (2007) Von der Gesellschaftsgeschichte zur Familie. Was leistet das Konzept der Generationen? In: Lettke F, Lange A (Hg) Generationen und Familien. Suhrkamp, Frankfurt/M, S. 47-95
- Koppetsch C (2013) Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die verunsicherte Mitte. Campus, Frankfurt/M
- Kotthoff H, Wagner A (2008) Die Leistungsträger. Führungskräfte im Wandel der Firmenkultur. Eine Follow-up-Studie. Edition Sigma, Berlin
- Lessenich S (2008) Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. transcript, Bielefeld
- Mannheim K (1970) Das Problem der Generationen. In: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk (hgg. von KH Wolff). Luchterhand, Neuwied, S. 509-565.
- Reichardt S (2014) Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren. Suhrkamp, Frankfurt/M
- Rump J, Eilers S (2013) Die jüngere Generation in einer alternden Arbeitswelt. Baby Boomer versus Generation Y. Verlag Wissenschaft und Praxis, Sternfels
- Spiegelumfrage (2009) Wir Krisenkinder. Wie junge Deutsche ihre Zukunft sehen. In: Der Spiegel Nr. 25 vom 15.6.2009.
- Statistisches Bundesamt (2010) Datenreport 2010. Bundeszentrale für politische Bildung
- Szydlik M, Schupp J (2004) Wer erbt mehr? Erbschaften Sozialstruktur und Alterssicherung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 56: 609-629
- Vester M, von Oertzen P, Geiling H, Hermann Th, Müller D (2001) Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Suhrkamp, Frankfurt/M

Cornelia Koppetsch
Technische Universität Darmstadt
Institut für Soziologie
Dolivostraße 15
D-64293 Darmstadt
e-mail: koppetsch@ifs.tu-darmstadt.de